

1 Einleitung

Vermittels seiner Kultur und Sozialorganisation interagiert der Mensch mit seiner natürlichen Umwelt, und jedes Biom stellt ihm besondere Aufgaben, die es zu lösen gilt, will er überleben.
(T. Bargatzky 1986: 37)

Bei einer vergleichenden geographischen Betrachtung fallen gewisse Erdräume als Kernregionen intensiver kultureller Gestaltung auf. Die dort lebende Bevölkerung kämpft aber nicht allein um ihren Fortbestand, oftmals führen von ihr gleichzeitig beträchtliche Ausstrahlungen über diese Ursprungsgebiete hinaus. Südostasien¹, wenn im Verlaufe seiner Geschichte auch selbst von China und Indien, später ebenso von der arabischen und westlichen Welt beeinflusst, ist ein solcher Raum, der zwar schon früh wichtige Impulse empfangen, aber auch solche der eigenen Kultur über seine originären Grenzen hinaus weitergegeben hat.

„Beim Überqueren des Meeres wechselt man vielleicht das Klima, aber nicht sein Verhalten.“ Dieser angeblich von dem Griechen Plutarch (46-125 n.Chr. Geb.) überlieferte Ausspruch mag vor allem auf Individuen zutreffen; natürlich können sich aber auch Kulturen bei fehlender zusätzlicher Beeinflussung in fremden Gebieten weitgehend konservieren. Unter gewandelten Voraussetzungen ist es allerdings vorstellbar, dass einzelne Elemente gezwungenermaßen – in der neuen Umgebung vielleicht auch als überflüssig erachtet – aufgegeben oder durch andere, der veränderten Situation angepasste Komponenten ersetzt werden. Es kann dabei zu einem Funktionswechsel kultureller Merkmale, einer spürbaren Verarmung, ja selbst bis zur vollkommenen Preisgabe ursprünglicher Identität kommen. Andererseits stellen sich bei einer Ergänzung des bisherigen Inventars Fragen nach externer Entlehnung oder eigener Erfindung sowie nach deren einmaliger oder mehrfacher Entwicklung in den verschiedenen neu besiedelten Regionen. Kommt es zu Aneignungen, bleibt zu klären, ob diese relativ unverändert oder doch in einer adaptierten Form, eher freiwillig, respektive unter Druck Aufnahme fanden. In Hinblick auf Neuerungen sollte zudem untersucht werden, inwieweit diese an gewisse regional vorgegebene Voraussetzungen oder gar Zwänge gebunden waren, ob sie möglicherweise durch verfügbares oder fehlendes Material in ihrer Entstehung beeinflusst wurden. Bei all dem muss die Art der Interferenz mit einer eventuell schon vorhandenen Substratbevölkerung ebenfalls Berücksichtigung finden.

Ohne eine deterministische Position zu beziehen, erfolgt die Schaffung solcher Kulturräume doch auch unter Einfluss der landschaftsökologischen Gegebenheiten, in die sie eingebettet sind. Vor allem das Klima und die Böden sowie die hypsometrische Situation sind hier zu nennen. Diesem Umstand wird insofern Rechnung getragen, als neben Basisangaben zur Geologie und Geomorphologie typische regionale Daten mit ihren jeweiligen Temperaturen und der monatlichen Niederschlagsverteilung als wirksam erachtet und deshalb angeführt werden.

Nicht zuletzt gilt es, den zeitlichen Rahmen der Veränderungen bei diesen prozessu-

alen Vorgängen zu berücksichtigen. Selbst wenn sich die Entwicklung der von einer bestimmten Bevölkerungsgruppe gestalteten Regionen in einem fortschreitenden Kontinuum vollzieht, können im Laufe ihrer Geschichte neben annähernden Ruheperioden auch Zeiten ausgemacht werden, in denen sich die Aktivitäten verdichten und dann gewisse Begleitumstände in relativ kurzer Zeit besonders landschaftsbildend wirken. Um dies zu verdeutlichen, geht es bei einer kulturgeographischen Genese also nicht um die Berücksichtigung aller historischen Ereignisse. Es wird vielmehr auf den von G. Pfeifer (1928: 9) geprägten Terminus der „kulturgeographischen Situation“ zurückgegriffen. Hierunter versteht er „die Summe der wechselseitigen Beziehungen zwischen Mensch und Raum, die für die Ausprägung der Kulturlandschaft einer bestimmten Periode verantwortlich sind.“ Wenn sprachlich zunächst auch noch gewöhnungsbedürftig, könnte man heute den nicht gerade besonders erhellenden Terminus „Situation“ vielleicht etwas aussagekräftiger durch die Begriffe „Knotenzeit“ ersetzen oder – bei einer länger anhaltenden Dynamik – auch als „Epochalzeit“ apostrophieren. Die geschaffenen Raumstrukturen lassen sich je nach Persistenz sowohl des inneren Aufbaus als auch der äußeren Beeinflussung und Veränderung weitgehend durchgängig, manchmal auch nur in gewissen Phasen ihrer raum-zeitlichen Entfaltung als ziemlich <statisch> oder überwiegend <dynamisch> einstufen, ohne dass mit einer solchen Zuweisung eine qualitative Wertung ihrer Kulturen präjudiziert werden soll. Die vorgeschlagenen Begriffe können allerdings die Klärung vorhandener Zustände erleichtern, gegebenenfalls sogar erst ermöglichen.

Je länger einzelne Kulturzeugen zeitlich zurückliegen, desto beschränkter sind gewöhnlich die darüber existierenden Kenntnisse. So scheint es gerechtfertigt, mit zunehmenden Informationen betroffene Räume in aufsteigender Reihenfolge als <Fundstätten>, <Landschaften> und <Länder> zu bezeichnen, wobei erstere wenig mehr als eine Auskunft zur Topographie mit entsprechendem „Technokomplex“ (C.F. Gorman 1970), die beiden letzten Begriffe im Sinne H. Lautensachs (1953) einmal einen abstrahierten „Raumtyp“, zum anderen schließlich das möglichst umfassende Bild eines „Raumindividuums“ wiedergeben.

Am Ende bleibt allerdings noch die oftmals nur schwer zu beantwortende Frage, ob hinter all den Entwicklungen lediglich ein zufälliges Nacheinander steht oder ob diesen auch ein ursächlicher Zusammenhang zugrunde liegt: bei näherer Untersuchung hat sich nämlich schon manch vermutete Kausalität als bloße temporale Sukzession herausgestellt.

Heute oftmals als <humanökologischer Approach> charakterisiert, haben Fragen zur Interdependenz von Mensch und Umwelt bereits Autoren wie die Geographen F. Ratzel (1882), O. Schlüter (1906) oder P. Vidal de la Blache (1922) nicht nur aufgeworfen sondern in Ansätzen auch behandelt; W. Credner (1935: 136) war es ein Anliegen, die „kulturökologische Grundlagen“ eines Raums zu untersuchen. Tatsächlich wurden diese sukzessive zum Forschungsgegenstand der Kultur- und Sozialgeographie erhoben² – und ein Rückgriff auf die Schriften dieser Wegbereiter der angeblich so aktuellen Arbeitsmethoden lohnt noch immer.

Mit derartigen Problemen wird ein jeder konfrontiert, der sich mit den räumlichen

Strukturen beschäftigt, wie sie von den in Südostasien agierenden Völkern geschaffen wurden. Da die Dynamik der Vorgänge, diese „unaufhörliche Bewegung im Raum“, welche F. Ratzel (1882: 157) immer wieder als eine dem Menschen inhärente Verhaltensweise herausstellt, auf eine „Urheimat“ (R. Heine-Geldern 1923: 704; 1932: 543 ff.) zurück- und später über die südostasiatischen Kernräume hinausweist, wird versucht, neben der Ausgangsregion sowohl dort als auch in den davon beeinflussten Gegenden die entsprechenden Abläufe zu analysieren und zur Darstellung zu bringen.

Die äußeren Grenzen des hier behandelnden Raums ergeben sich aus der Reichweite einer zugegebenermaßen recht weit gefassten Sprach- und Kulturtradition von Menschen, die früher als Malayo-Polynesier, heute allgemein als <Australonesier> bezeichnet werden. Mit dem Vehikel ihrer Sprache wurde nicht nur eine verwandte Ausdrucksweise sondern ein in seinen Grundzügen spezifischer, wenn auch in sich zweifelsfrei flexibler Kulturbestand transportiert. Andererseits besteht die Möglichkeit, dass die Sprache erst mit der Expansion ihrer materiellen Kultur in neue Gegenden vorgedrungen ist. Die erkennbare Wirkung der eventuell aber auch in einem wechselseitigen Prozess von materieller Kultur und Sprache beeinflussten Räume verläuft vom südostasiatischen Zentrum ausgehend nach Osten bis Hawaii, zur Osterinsel und nach Neuseeland; als äußerster Eckpunkt im Westen gilt Madagaskar.

Der Name <Australonesien> hat keine im engeren Sinne ethnische Entsprechung. Er ist vielmehr eine Kunstschöpfung von W. Schmidt, die dieser erstmals 1899 zur Kennzeichnung eines speziellen Teils der übergeordneten austrischen Makro-Sprachfamilie verwendet. Die Bedeutung ergibt sich nach seinen Angaben aus einer Zusammensetzung der lateinischen und griechischen Substantive: <auster> = Südwind, und <nēsos> = Insel.

2 Zur Herkunft der Australonesier

*The first Australonesians are believed to have originated
in the South China area...
(D.T. Tryon 2006: 37)*

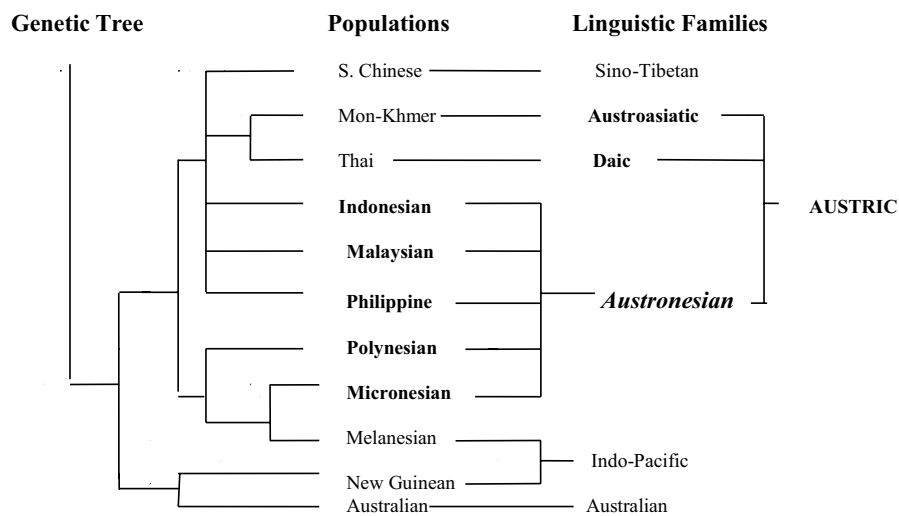
Der südchinesische Raum gilt als die Entstehungsregion der austrisch sprechenden Makro-Sprachfamilie, die sich vor 10.-15.000 Jahren (G. Diffloth 1994: 309)¹ in einen austroasiatischen, einen Daic bzw. Tai-Kadai und einen australonesischen Zweig aufspaltete (A. Adelaar 2005: 32; L.L. Cavalli-Sforza 2001: 144, 169; W. Meacham 1984/85: 93). Nach R. Blust (1986/87: 205) gibt es seit spätestens 3000 v.u.Z. eine „Proto-Malayo-Polynesische“ Sprache. Wenn auch eine solche allein keine erschöpfende Auskunft über die kulturelle Entwicklung eines Raumes liefern kann², so ist ihr

doch eine erhebliche Bedeutung beizumessen, schließlich erleichtert eine dadurch gegebene Kommunikationsmöglichkeit die Weitergabe von Gütern, Erfahrungen und Ideen. Durch eine gemeinsame Ausdrucksweise wird die Bildung von Kulturräumen unterstützt. Während nun die Träger der ersten beiden Sprachgruppen auf Festland-Südostasien verblieben und nur noch auf Hainan sowie im nordöstlichen Indien vereinzelte Spuren hinterließen (N.-J. Ensfield 2006: 263; C. Higham 1996: 295; F.M. LeBar et al. 1964: 239 ff.), verbreitete sich letztere auch auf Insel-Südostasien und über den Pazifischen und Indischen Ozean aus. Will man aber nicht nur den Trägern der austronesischen Sprache im weiteren Verlauf einen besonders starken Expansionsdrang zubilligen, so ist theoretisch denkbar, dass schon bei der Spaltung aus ihrer gemeinsamen Ursprache drei ungleiche Zweige hervorgingen (Abbildung 1).

Abb. 1

Austrische Sprachverwandtschaften

(nach: L.L. Cavalli-Sforza 2001: 144, Ausschnitt)



Die Angaben zur Aufgliederung werden für die neolithische Frühphase, zu der natürlich sprachliche Belege noch fehlen, von archäologischen und anthropologischen Erkenntnissen abgeleitet sowie aus ethnologischen Einsichten retrogressiv zu erklären versucht. Manche erachten nun eine alleinige Diffusion der Sprache sowie der daraus nachfolgenden jüngeren Idiome auch auf andere Ethnien für möglich. Andererseits besteht die Überzeugung, dass es zu einer solchen sprachräumlichen Erweiterung nur über

eine <Kolonisation> von migrierenden Sprechern bei gleichzeitiger Dominanz über die vorhandene Urbevölkerung kommen kann, bzw. dass Letztere sowohl Sprache als auch Kultur ihrer Eroberer übernommen hat (P. Bellwood et al. 1995: 3; W.G. Solheim 1984/85: 78, 86; Xu Shuhua et al. 2011: 4574)³.

Die vor allem von R. Heine-Geldern angenommene südchinesische „Urheimat“ einer zumindest proto-austronesisch sprechenden und kulturell verbundenen Bevölkerung ist ein Mittelgebirgsland, das sich mit seinen recht komplexen Strukturen in der Regel unter 2000 m NN bewegt. Eingeschnittene Flüsse mit ihren breiten Talauen und Terrassen durchziehen das Gelände. Soweit erforscht, wird es zu großen Teilen von Bruchschollen eines kristallinen Grundgebirges sowie paläo- und mesozoischen Schichten aufgebaut, wobei großflächige Karstlandschaften im Bereich der Kalkgebirge dominieren. Hierbei erleichterten besonders die relativ ausgedehnten Poljenfelder als fruchtbare intramontane Becken eine Ansiedlung; gleichzeitig wurden ihm durch deren Kammerstruktur aber auch Grenzen gesetzt. Als positiv für eine Besiedlung sind daneben diejenigen Gebiete einzustufen, welche vielfach aus den am östlichen Rand Südchinas zu Tage tretenden Graniten und basaltischen Ergussgesteinen bestehen, weil aus dem Verwitterungsprodukt bei den gegebenen klimatischen Verhältnissen relativ leicht und im Allgemeinen auch recht günstig zu nutzende mineralreiche Böden (Acrisole, Nitisole und Vertisole) hervorgingen⁴. Ausgezeichnet ist dieser Raum durch Niederschläge, die jahreszeitlich von Norden nach Süden bei warm-feuchten Sommern und relativ milden, trockenen Wintern zwischen 1000-2000 mm/Jahr allmählich von sub- zu fast randtropischen Klimawerten übergehen.

Als repräsentative Wetterstation kann Changsha, die Hauptstadt der Provinz Hunan, dienen (Tabelle 1).

Tabelle 1

Klimawerte

Changsha/China (28°14,N/112°56'E; 46 m NN)

(<http://www.changsha-china>)

Monat	Mittl. Maxima °C	Mittl. Minima °C	Niederschläge mm/J
I	8,6	2,4	63,1
II	9,5	3,7	94,6
III	14,4	7,7	135,9
IV	21,3	13,6	199,9
V	26,3	18,7	203,7
VI	29,9	22,3	199,1
VII	33,8	25,6	108,2
VIII	33,4	25,1	108,1
IX	28,4	20,7	65,7
X	23,0	15,2	88,5
XI	17,3	9,4	74,3
XII	12,0	4,0	44,4
ØΣ	21,5	14,0	1.385,5

Da die Messstation auf 46 m NN liegt, sind in dem umgebenden Mittelgebirge beim hypsometrischen Anstieg zwar ungefähr 0,5 °C/100 m niedrigere Temperaturen und je nach Exposition auch variable, allerdings vorwiegend auf Sommerregen basierende Niederschläge zu erwarten. In der Tendenz dürften die angegebenen Klimawerte für das südliche China aber einen weitgehend zutreffenden Aussagewert wiedergeben.

In anthropologischer Hinsicht gilt für die dort ansässige Bevölkerung zunächst eine vage bezeugte Zurechnung zur mongolischen <Rasse>. Dies deutet ihr Erscheinen in diversen somatischen Zügen erstmals im oberen Paläolithikum und sie entfaltet sich danach mit einiger Wahrscheinlichkeit vor allem im mittleren und südlichen China (Chang Te-K'un 1964: 385, A. Wurm 1964: 398). Erst nach 50.000 v.u.Z. kam es dabei zu einer Fortentwicklung, aus der eine südmongolische <Sub-Rasse> hervorging. Die zeitliche Festlegung scheint gerechtfertigt, weil das von Festland-Südostasien aus zuvor besiedelte Australien nur über eine melaneside Population verfügte, während Hinweise auf eine mongolische Bevölkerung in dieser Epoche noch fehlen.

In wissenschaftshistorischer Betrachtung handelt es sich bei dieser Klassifikation um eine Fortführung der bereits im 18. Jahrhundert getroffenen Einteilung der Menschheit. Sie hat ihren Ursprung in der intensiveren Beschäftigung mit physischer Anthropologie, was sicherlich auf die zunehmenden Kenntnisse menschlicher Gesellschaften zurückzuführen ist, wie sie aus Entdeckungen und der inneren Erschließung bisher fremder Erdteile gewonnen wurden. An körperlichen Merkmalen wurden dabei die Gesamtgröße und die Beinlänge, Schulter- und Hüftbreite, Schädel-, Gesichtsform und -farbe, Augen-, Mund- und Nasengestaltung, desgleichen Behaarung sowie Haarstruktur und -farbe als differenzierende Kennzeichen herangezogen. Als Ergebnis seiner anthropologischen Beschäftigung entwickelte 1795 J.F. Blumenbach (1795/1865: 150) ein Menschheits-Schema, das aus fünf „Rassen“ bestand:

- I Äthiopier/Schwarze
- II Kaukasier/Weiße
- III Mongolen
- IV Alt-Amerikaner
- V Süd-Mongolen

Werden, wie später üblich, die Gruppen III, IV und V nicht mehr gleichberechtigt getrennt, sondern insgesamt zur mongolischen <Rasse> gezählt, so verkörpern neben 1. den Mongolen im engeren Sinne, zusammen mit Chinesen, Japanern und Koreanern, sowie 2. den Alt-Amerikanern die Süd-Mongolen, zu denen auch die Malaien gerechnet werden, die 3. Sub-Gruppe der Mongolen (III):

- 1 Mongolen, Chinesen, Koreaner etc.
- 2 Amerind-Populationen
- 3 Süd-Mongolen

Nach J.F. Blumenbachs anthropologischer Gliederung sind – wie bei den weiteren „Rassen“ – auch die Mongolen Menschen, welche sich durch die nur ihnen eigene Vereinigung körperlicher Merkmale von den anderen Populationen unterscheiden und diese sowie ihre geistig prägenden Elemente von Generation zu Generation an die Nachkommen weitergeben. Zwar enger gefasst, gilt das Gleiche auch für die Untergruppe der Süd-Mongolen (P. Bellwood et al. 2006: 3; Pham Huy Thong 1984/85: 132).

Diese, nach den damaligen Gegebenheiten hauptsächlich auf phänotypischen und anthropometrischen Befunden beruhende Einordnung ist aufgrund von Fortschritten in der Populationsgenetik und Molekularbiologie, vor allem wegen der festgestellten Variabilität zwischen den vermeintlichen Rassen und Sub-Rassen wissenschaftlich nicht mehr haltbar. Es wird dennoch darauf verwiesen, weil sich die Bezeichnungen dieser ursprünglich anthropologischen Taxonomie – wenn auch mit unterschiedlicher Gewichtung – in der entsprechenden älteren und manchmal auch noch neueren Literatur erhalten haben. Ein gelegentlicher Rekurs spiegelt also nicht die eigene Meinung wider; er ist vielmehr der Auseinandersetzung mit Autoren geschuldet, die davon Gebrauch machen⁵. Vielleicht bieten in Zukunft die von P. Bellwood et al. (1995: 3) verwendeten Begriffe einer „biological affiliation“ oder „phylogenetic relationship“ – angereichert durch kulturelle Elemente – geeignete Alternativen, da sie neben somatischen Kerneigenschaften auch Kollateralmerkmale und Übergänge einbeziehen können, ohne jedoch das alte Rassenverständnis zu befürworten.

Wahrscheinlich strahlte die zwischen 5.000 und 2.500 v.u.Z. existente neolithische Hemodu-Kultur, die am besten südlich von Shanghai erforscht worden ist (K.-C. Chang 1964; Zhao, S.-Q. – W.T. Wu 1986/87), auf die noch südlicher gelegenen Regionen aus, deren Bevölkerung in ihrer Entwicklungsstufe dem Übergang von Spätpaläolithikum zu Mesolithikum zuzurechnen ist. Nach ersten Funden in Nordvietnam trägt diese nach M. Colani (1930: 300) die Bezeichnung „Hoabinhien“, im englischsprachigen Raum „Hoabinhian“. Durch den von Norden kommenden Einfluss setzte sich auch hier mit Hilfe der zuwandernden Population eine entsprechende Entwicklung in Gang. Pfahlbauten, der Anbau von Wurzel- und Knollenfrüchten sowie Reis⁶, die Nutzung von Holz- und Knochenspaten, schwarze Keramik, die Haltung von Schweinen, Büffeln und Hunden gehörte zu ihrer frühneolithischen Zivilisation (Zhao, S.-Q. – W.-T. Wu 1986/87: 30 f.). Bei den Menschen in den später von den Chinesen als *Lingnan* = ‚südlich der Berge‘ und *Yünnan* = ‚südlich der Wolken‘ bezeichneten Regionen (C. Higham 1996: 73, 136) vollzog sich eine sukzessive Weiterentwicklung. In zeitlicher Folge können aus archäologischer Sicht drei Kultursequenzen, nämlich die „Corded ware“- , „Lungshanoid“- und „Geometric“-Horizonte (K.-C. Chang 1964: 369 ff; 1970b: 175 ff) ausgegliedert werden.

Mit Hilfe von Steinabschlägen bei Kieselstein wurden im „Corded ware“-Horizont nur einfache Klingen und Äxte hergestellt. Die nach der „Wulsttechnik“ (R. Heine-Geldern 1932: 605) handmodellierten Tongefäße weisen Verzierungen auf, welche aus Einprägungen von Schnüren, Bändern und geflochtenen Matten bzw. von Bürstenstrichen herrühren. Höhlen und Felsvorsprünge dienten als Unterstände, wahrscheinlich wurden gelegentlich aber auch schon einfache Hütten errichtet. Zwar kann aus den bisherigen

Ausgrabungen ein allein dominierender Ackerbau als Lebensgrundlage seiner Betreiber noch nicht abgeleitet werden, dennoch scheint er zumindest in Anfängen vorhanden gewesen zu sein. Wahrscheinlich muss mit einem eher kontinuierlichen Übergang von der nur aneignenden zur produzierenden Wirtschaftsweise ausgegangen werden. Die genutzten Produkte waren vegetativ vermehrte Wurzel- und Knollenfrüchte sowie wohl anfangs wenig ertragsreiche, da zunächst noch wildwachsende und erst danach auch gesäte Getreidearten. Hierauf verweisen Geweih- und Muschelspaten, Dechsel, Klingen und vielleicht auch Stäbe, die als Grabstöcke eingesetzt wurden. C. Higham (1996: 79) ordnet entsprechende Funde dem mittleren Neolithikum (4000-2800 v.u.Z.) zu.

In dem nachfolgenden „Lungshanoid“-Horizont war der Ackerbau etabliert. Wenn die Gewichtung auch offen bleiben muss, gilt die Annahme als gesichert, dass neben dem Anbau von Knollenfrüchten eine verstärkte Kultivierung von Hirse und Reis betrieben wurde. Weiterentwickelte Axt- und Dechselformen, Sicheln, Steinmesser, Knochengeräte, Muschelschaber, Schlegel zur Herstellung von Rindenbaststoffen und Spinnwirtel wurden gefunden. Eine zwar immer noch einfache, langsam zu drehende Töpferscheibe⁷ hatte die reine Handmodellierung der Gefäße ersetzt. Gelegentlich trat auch eine schlichte Bemalung hinzu. Die Domestikation von Schweinen, Hunden, Wasserbüffeln und Geflügel machte Fortschritte. C. Higham (1996: 68) spricht von „spätem Neolithikum“, und er legt es in das fortgeschrittene 3. Jahrtausend v.u.Z.; R. Heine-Geldern (1932: 588 ff.) geht davon aus, dass diese neolithische Bauernkultur um 1500 v.u.Z. voll ausgebildet war.

Möglicherweise als eine Fortentwicklung des „Lungshanoid“-Horizonts folgte der „Geometrische“ Horizont, der seine Bezeichnung wegen entsprechender Formen auf den ihm zugeschriebenen Tonwaren herleitet. Diese Keramik wurde nun auf weiter verbesserten Töpferscheiben produziert, ein Fortschritt, der sich wohl auch in der zunehmenden Diversifikation der Gefäßformen niederschlägt. Sorgfältig geschliffene Steinklingen gehören zu den Artefakten dieser Periode. Wie Streufunde von Keramikscherben, Beile mit Querschäftung, Geweih- und Muschelspaten nahelegen, kam es damals wahrscheinlich über einzelne Korridore auch zu einem regionalen Siedlungsausbau.

Zweifelsohne deuten gerade die quer- und längsgeschäfteten Klingen von Steinäxten in allen drei Horizonten auf eine Rodung von Baumbeständen und einen anschließenden Ackerbau hin, die man sich bei einer Klimaxformation der natürlichen monsunalen Wälder als einfache Formen eines Brandrodungsfeldbaus vorzustellen hat. Diese Tatsache wird durch pollenanalytische Ergebnisse unterstrichen. Die aufgefundenen 6400 Jahre alten Reste von Spaten (P. Bellwood 2001: 68; I. Glover 1996: 84), bestärken die angeführte Information, dass vor allem im südlichen Teil neben der Nutzung von Baum- und Strauchobst zunächst hauptsächlich noch Wurzel- und Knollenfrüchte kultiviert wurden. Ein solches Arbeitsgerät kann nämlich bei deren Ernte durch Ausgraben nützliche Dienste leisten, nicht aber für den Getreidebau, bei dem ja nur die Ähren mit Messer oder Sichel geschnitten werden. Andererseits legt man zur Bestellung Knollen bzw. Wurzeln in Vertiefungen, die mit einem Spaten leicht ausgehoben werden können. Ein vergleichbarer Arbeitsvorgang erweist sich indes bei der

Getreide<einsaat> als unpraktisch und zu aufwendig, lassen sich doch auf wesentlich einfachere Art mit einem zugespitzten Grabstock zwecks Aufnahme von Körnern Löcher in den Boden stoßen, die dann mit dem Fuß abgedeckt werden: ein Vorgang, wie er auch noch heute von Brandrodungsbauern praktiziert wird. Beim vegetativen Anbau von Knollen- und Wurzelfrüchten entfernten sich die Völker der Subtropen und Tropen bei ihrer Bodennutzung noch relativ wenig von den natürlichen Ökosystemen, weil sich ja einzelne Pflanzen in kleinste freie Flächen einsetzen lassen. Da ein rentabler Anbau von Getreide jedoch ein <gesäuberteres> Areal verlangt, handelt es sich im Vergleich neben unterschiedlich intensiv betriebenen Rodungsvorbereitungen je nach Bestellung und Ernte auch um vollkommen andersartige Arbeitsvorgänge. Die Bodenbewirtschaftung mit Wurzel- und Knollengewächsen wird für die Zeit des Neolithikums, aber auch in der Gegenwart, allgemein als „Gartenbau“ bezeichnet (C. Quigley 1979: 83; P. Wheatley 1973: 54; J.P. White 1984: 98). Die wichtigsten Kulturpflanzen umfassten verschiedene Yam- und Taroarten. Wenn daneben Bohnen, Kohl, Kürbisse, aber auch Agrumen, Bananen, verschiedene Nüsse sowie Tee bekannt gewesen sein dürften und gelegentlich bewusst genutzt wurden, so fiel diesen doch höchstens die Bedeutung nachrangiger Begleitkulturen zu. Und möglicherweise war dies zunächst auch für die verschiedenen Getreidearten der Fall. Denn erst die im Verlauf des Neolithikums zahlreicher werdenden Funde von Steinmessern und Sichel als Erntegeräte verweisen auf die intensivere Kultivierung von Hirse und Reis. Im Unterschied zu den Knollenfrüchten, die auch einzeln sinnvoll zu nutzen sind, da ihre Flächenerträge im Vergleich zum Getreide bei einer fünf- bis zehnfachen Menge liegen, können beide Getreidearten erst bei einer Ausbeute größerer Anbauflächen einen substanziellen Beitrag zur Ernährung leisten. Im Gegensatz zu dem nicht zuletzt schon durch die Spatenfunde bezeugten <Gartenbau>, wird mit ihrem – getreidespezifischen – Einsatz endgültig der verstärkte Beginn des <Ackerbaus> belegt. Die bisherige Chronologie, wonach der erste Reis im südlichen China fast zeitgleich mit der Pflanzung von Knollenfrüchten angesetzt wurde, mag deshalb zwar zutreffen, allerdings gilt es, seine damit verbundene Bedeutung für die damalige Ernährung neu zu justieren. Abgesehen von wenigen Körnerfunden kann ein gewichtiger Getreidebau nämlich erst für das mittlere Neolithikum zweifelsfrei bezeugt werden (C. Higham 1996: 299). Beim wesentlich höheren Alter der Spaten im Vergleich zu Erntemesser und Sichel lässt sich deshalb vermuten, dass bei einer neolithischen Ansiedlung zunächst die Knollenfrüchte der Versorgungssicherung dienten. Erst danach, und dann zunächst nur ergänzend, wurden Getreide in Form von Hirse und Reis auf edaphisch begünstigten Plätzen angebaut, ehe die Kultivierung vor allem des letzteren den Ernährungsbedarf der betroffenen Bevölkerung zu decken in der Lage war. Dass im südlichen China Reis erst zwischen 300 und 500.u.Z. (angeblich nach W. Eberhard 1969; zit. bei R.O. Whyte 1972: 144) zum Grundnahrungsmittel aufgestiegen sein soll, scheint indes ein zu spätes Datum zu sein. Zu dieser Zeit hatten doch bereits Bronze und auch Eisen längst Eingang in den damaligen Technokomplex gefunden und zur Herstellung metallspezifischer Arbeitsgeräte beigetragen, die, wie z.B. die Funde von Sichel, nur bei einer <Getreidekultur> Sinn machten.

Weil die Bevölkerung zumindest zwischen Vorbereitung, Bestellung und Ernte bei der Nutzung sowohl von Knollenfrüchten als auch von Getreide sowie einer vermehrten Pflanzung von Obstbäumen, aber auch durch die Haltung von Haustieren an die nähere Umgebung ihrer Ackerflächen gebunden war, ergab sich dadurch eine Verstetigung ihrer Lebensweise. Die Errichtung von Mehrfamilien-Pfahlbauten (R. Waterson 1997: 15), nach P. Bellwood (1994: 399) sogar deren Konzentration zu dorfähnlichen Niederlassungen, kennzeichnen die neolithische Siedlungsentwicklung. In Hinblick auf den gesamten Kulturbestand dieser Zeit wird der von W. Marschall (1995a: 33) geprägte Begriff der „frühen Agrargesellschaften“ übernommen. Er beinhaltet eine sozio-ökonomische Ausrichtung auf Familien mit deren Verwandten und Nachbarn.

Wie mit der veränderten Gewichtung der verschiedenen Erntefrüchte jeweils spezielle Geräte zum Einsatz kamen, so hat sich wohl auch erst im Laufe der Zeit ein Kulturpaket zu dem entwickelt, was heute insgesamt anhand archäologischer Funde der Jungsteinzeit zugeschrieben wird. M. Spriggs (1997, 2006), der sich ebenfalls gegen ein fest umrissenes „cultural package“ wendet, mit dem das Neolithikum quasi als statische Erscheinung charakterisiert wird, vertritt mit dem von ihm in die Diskussion eingebrachten Begriff eines „process of neolithisation“ m.E. zurecht die These von dessen allmählicher Entwicklung mit sukzessiver Aufnahme einzelner Elemente. Demnach kann erst an deren Ende von einem „Vollneolithikum“ (R. Heine-Geldern 1932: 555), einer kompletten „assemblage“ (W.G. Solheim 1970: 146) oder auch von einem vollendeten „techno-complex“ (C.F. Gorman 1970: 82) des Neolithikums gesprochen werden, ein Ausdruck, der von J. Nepote (1993: 25) und D. Bonatz (2009: 49) wieder aufgenommen wurde.

Die drei im südlichen China ausgegliederten neolithischen „Horizonte“ folgen nun nicht allein zeitlich aufeinander, sie weisen auch unterschiedliche regionale Schwerpunkte auf: während die dem „Corded ware“-Horizont zugeschriebenen Ausgrabungen in erster Linie aus dem westlichen Südchina (Yünnan) stammen, wurde man bei den anderen beiden Horizonten vor allem im mittleren und östlichen Teil (Lingnan) fündig (K.-C. Chang 1964: 368 ff.).

Erst mit der Zeit stand der im südlichen China lebenden Bevölkerung ein vollständiger Technokomplex zur Verfügung, der höchstens in seinen regionalen Varianten differierte. Wenn nun hierbei R. Heine-Geldern (1932: 547) von einem „Rassengemisch“ innerhalb dieses Raumes spricht, kann es sich wegen der absoluten Dominanz mongolischer Gruppen höchstens um nachgeordnete somatische oder kulturelle Indizien handeln. Erstere sollen sich nach den Formen der aufgefundenen Schädel sowie der Ausbildung der Gebisse manifestieren, wobei angeblich an Hand physisch-anthropologischer Kriterien die Möglichkeit besteht, bei letzteren zwischen „sinodontischen“ und „sundodontischen“ Strukturen zu unterscheiden (Y.V. Chesnov 1979: 214 f.), aus denen sich die Entwicklung eines austroasiatischen und eines austronesischen Zweiges der austrischen Ursprache ableiten lässt.

Im Verlaufe des Neolithikums kam es zu einer Expansion über den südchinesischen Raum hinaus (W.G. Solheim 1975) in deren Folge sich nach einer ersten Abwanderung von Austroasiaten (R. Heine-Geldern 1923, 1932) vor allem eine urastronesisch spre-

chende Bevölkerung in Bewegung setzte. Nach seiner Überzeugung handelt es sich bei dieser Population um die von ihm so benannten „Uraustronesier I“ (R. Heine-Geldern 1932: 577). Deutlich später machten sich die Daic-Kadai-Sprecher auf den Weg. Die Stoßrichtung vollzog sich von hier – um nur die hauptsächlichen Protagonisten der unterschiedlichen Auffassungen zu nennen – bei R. Heine-Geldern (1932)⁸ zunächst über das südlich angrenzende Festland nach der indonesischen und dann über die philippinische Inselwelt bis nach Taiwan, ja er schließt selbst eine Fortsetzung nach Japan nicht aus. Nach R. Blust (1984/85)⁹ soll sich die austronesische Migration aufgrund linguistischer Merkmale indes in umgekehrter Richtung von Taiwan ausgehend über die Philippinen und die indonesischen Inseln weiter nach Vietnam und selbst bis Hainan bewegt haben. Den letzten Teil dieser Meinung vertritt auch G. Thurgood (2005: 489), der annimmt, dass die austronesische Sprache vom mittleren Vietnam kommend unter der heutigen Tsat-Bevölkerung auf Hainan weiterlebt¹⁰.

Bei Erklärungsversuchen für einen solchen Aufbruch erhebt sich – neben der menschlichen Grunddisposition zur Mobilität – die Frage nach einer möglicherweise beengten Situation in den Quell- sowie der präferierten Qualität derjenigen Regionen, welche die migrationsbereite Population zum Ziele hatte. Hierbei muss allerdings auf den oftmals verkannten Umstand hingewiesen werden, dass eine von Norden kommende, Ackerbau treibende Bevölkerung im südlichen China zunächst auf mesolithische Jäger und Sammler, in Küstennähe auch auf Fischer stieß. Wegen ihrer flächensparenden Wirtschaftsweise war diese neolithische Bevölkerung also keineswegs von vornherein zur Abwanderung gezwungen. Zunächst konnte sie diesen Raum „auffüllen“. Schließlich liegt die allgemein akzeptierte Dichte bei einer Schweifbevölkerung um, bei ungünstigen Konditionen sogar unter 1 Einwohner/km²; Brandrodungsbauern finden hingegen auf jeden Fall bis 20-30 Einwohner/km² noch eine auskömmliche Ernährungsbasis. Mit anderen Worten: während Ersthörer theoretisch 500 ha für den Unterhalt einer fünfköpfigen Familie benötigen, kommt eine gleichgroße Familie von *Shifting Cultivators* schon mit 25 ha aus, so dass damit zumindest – wiederum theoretisch – eine 20-fache „Auffüllrate“ möglich erscheint. Sicherlich war nach einem – zwar langsamen – Bevölkerungsanstieg bis zu dieser Dichtemarke wegen der landschaftsökologischen Gegebenheiten die weitere Erschließung ackerbaulich leicht zu nutzender Böden begrenzt. Zudem verhinderte dann die Beibehaltung der traditionellen neolithischen Agrartechnik ohne zusätzliche Intensivierung eine Steigerung der Flächenproduktivität. Erst nach möglicherweise weiterem externen Zuzug sowie dem Wachstum der eigenen Bevölkerung über diese mit der Zeit genutzten Landreserven hinaus, vielleicht durch einen Druck von außen, Not und Unzufriedenheit im Innern, ein diffuser Nachahmungstrieb, vielleicht auch nur schlichte Neugier oder aufkommendes Fernweh – also verschiedene <push- und pull-Faktoren> – mögen dann als Gründe für eine Expansion mitbestimmend geworden sein. So werden die Motive, das südliche China zu verlassen, von verschiedenen Autoren unterschiedlich gesehen, wobei ein Zusammenspiel aller Faktoren mit jeweils spezieller Gewichtung nicht auszuschließen ist. Je nach Betrachtung wurden einmal eher die humanbedingten, zum andern die ökologischen Faktoren stärker betont:

1. Verdrängung von Seiten der im nördlichen China lebenden und sich quasi kontinuierlich nach Süden vorschiebenden Population (W. Credner 1935: 140; F. Wagner 1962: 7 f.; W. Donner 1987: 32 ff.)
2. Überbevölkerung der bisher besetzten Region (W.G. Solheim 1984: 33, H. Uhlig 1988: 64), aber auch
3. einem nach angeblich attraktiven Tiefländern und dem Meer ausgelösten Drang (J. Sion 1929: 403)

Die vom südlichen China ausgehenden austronesischen Migrationen sollten vom Neolithikum an in großen Teilen das Gesicht Südostasiens und weit darüber hinaus auch den Charakter der Insel-Regionen im Pazifischen und Indischen Ozean grundlegend verändern.

Aufgrund eines ursprünglichen Bewuchses durch lichte Wälder mit überwiegend laubabwerfenden Bäumen verkörpert das südliche China das je nach seiner Orographie weiter untergliederte „Zonobiom“ der Monsun-bestimmten Subtropen¹¹. Es ist die Ausgangsregion der späteren Wanderungen, die „Urheimat“ der aus diesem Raum stammenden uraustronesischen Migranten.

Durch den Übergang von einer Wildbeuter- zu einer Anbauwirtschaft ergab sich wegen der intensiveren Nutzung erstmals – wenn auch nur in lokal begrenzten Bereichen – ein kaum noch vollkommen reversibler Eingriff in den Naturhaushalt.

Mit der erhöhten flächenbezogenen Tragfähigkeit entstand trotz einer Bevölkerungsverdichtung indes noch kein unmittelbarer Zwang zur Auswanderung. Ein solcher setzte allerdings ein, als die nach dem Wechsel vom Mesolithikum zum Neolithikum zunächst vorhandenen Landreserven aufgebraucht waren.

Alle diese Kenntnisse stammen aus <Fundstätten> und haben deshalb nur eine recht begrenzte Aussagekraft über die tatsächliche Umgestaltung von einer Natur- zu einer Kulturlandschaft.

3 Die Besiedlung Südostasiens

*There may have been different directions of migration...
(Pham Huy Thong 1984/85: 131)*

Existieren immer und überall notwendige Beweggründe, die zu menschlichen Aktivitäten Anlass geben? Oft ist dies sicherlich der Fall, und wenn solche nicht sofort zu erkennen sind, fällt meistens gleich mehreren Wissenschaftsdisziplinen die Aufgabe zu, nach den entsprechenden Ursachen zu forschen. Nach seinem quasi apodiktischen Aus-